

# Jugend

1914 № 18





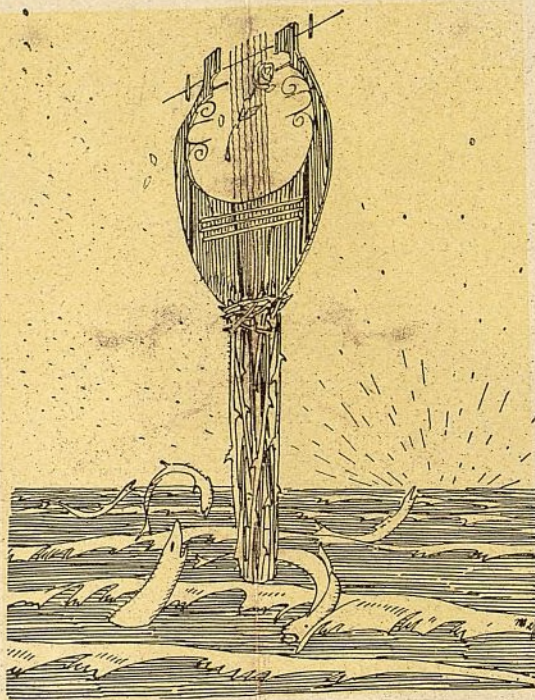
## Chinesisch

Fern im grünen Meere der Chinesen  
Sah ich einst die Sonne untergehn;  
Zwischen Wolken dunkelte sie thronend,  
Bronzen, wie ein Gott im Tempel wohnend,  
Den ich staunend tags zuvor gesehn.

Mondgesichtig heiter und zufrieden  
Lächelte sie auf das Meer; da rann  
Well an Welle tonig goldgekringelt  
Still zu ihren Füßen, lichtgeringelt  
Drehten Wölkchen einen Zopf ihr an.

Fern im grünen Meere der Chinesen  
Sah ich einst die Sonne untergehn;  
Fein geprägt aus Bronze ihre Wangen,  
Lächelnd, bis die Fluten sie verschlangen,  
Lächelnd noch im tiefen Untergehn.

Paul Weber



Willi Geiger (Berlin)

## Das Blumenboot

Von Wilhelm Scharrelmann

Was für ein wunderbarer Tag es war! Der Mittag lag mit flimmerndem Licht auf dem Fluß, und die Blanken des Schiffes waren warm von der Glut der Sonne. Der Himmel strahlte in einem tiefen, südlichen Blau, aus verborgenen Tiefen leuchtend, und weiße Wolken standen wie ferne Gebirge mit schneeigen, unberührten Gletschern und schimmernden Eisspitzen am Horizont und ragten in die blaue Unendlichkeit empor. Noch niemals war ein Himmel so tief und feierlich, ein Fluß so weit und still.

Niemand war sonst auf dem Schiffe. Einsam und still segelte es den Fluß hinab. Die Segel glänzten und rauschten leise im Winde, und die Strömung trug es mitten auf dem breiten Fluß dahin, der jetzt wie flüssiges, grünes Glas aussah, mit großen, schimmerndblanken Stellen und kleinen, krausen Strudeln, die neben dem Schiff dahinwirbelten und wieder verschwanden.

Aber das Merkwürdigste waren die Blumen, die das ganze Schiff bedeckten! Es war, als wenn man sie aus vollen Händen darüber ausgeschüttet hätte, verschwenderisch, mit gebessigten Händen und schönheitsdurstigen Augen! Wie schön sie waren in ihrer stummen Pracht! Da waren schimmernde Chrysanthemen mit gelockten Blumenblättern, voll und üppig, da zogen sich große Guirlanden von Bord zu Bord, und wohin der Fuß trat, bedeckte eine Flut rieselnder, kühler Blumenblätter den Boden, locker wie Schaum und weich und kühl wie Seide.

Das schönste aber war die feierlich süße Stille, die über Schiff und Wasser lag. Das leise Brausen des Windes in den Segeln war wie ein Orgelton, der erst die klingende Süße der Stille ganz empfinden ließ.

Wie breit der Fluß nun geworden war! Hohe Palmen standen am fernen Ufer, mit langen, tief herabhängenden Wedeln, weiße Häuser lagen wie Paläste in dem Samtgrün der Wälder und auf den Spitzen der Berge erhoben sich Marmortempel, in unbesteckter Reinheit wie die Gebärden Verklärter.

War es nicht, als wenn ein Klang von ihnen herüberdränge, leise, verhalten, ein Klang, der weich und zart wie ein Hauch durch die Luft ging ... wie eine Glocke, und doch wieder ganz

verschieden davon, ein Ton, der klang, als hätte die stumme Schönheit des Ufers Stimme bekommen, als fängen die Tempel auf den Bergen ein Lied in einer unneanbar weihervollen Harmonie, leise und gedämpft.

Wo war er denn? Wo fuhr das Schiff und was für Ufer waren das? War es der Ganges, der sein Schiff trug, der heilige Fluß?

Grüne Inseln lagen im Strome, deren Wälder traumhaft still ins Wasser schauten, und das Schiff glitt unhörbar an ihnen vorbei, lacht von dem blanken, ruhigen Wasser getragen. Und doch hatte es im Vorbeifahren die Vögel in den Bäumen geweckt, die sich nun daraus erhoben, große, reicherartige Vögel, die in lautlosem Fluge über den Fluß kamen und sich auf dem Schiffe niederließen, die goldenen Flügel faltend und leise auf den Tauen der Masten auf und nieder wippend, Vögel mit rotem, leuchtenden Gefieder und kleinen, blauen Federkronen auf den Köpfen, mit Augen, die wie grüne Edelsteine schillerten, Vögel, die wie Reiher flogen, königlich, mit vorgestreckter Brust und zurückgebeugten Köpfen.

Er erinnerte sich nicht, jemals solche Vögel gesehen zu haben. Traumvögel mußten sie heißen, die aus einem Märchenlande entflohen schienen und ihre Federkronen wie junge Königinnen trugen! Traumvögel, von deren Federn Goldstaub zu rieseln schien, wenn sie das Gefieder leise schüttelten und mit scharfen Augen von ihren Sigen herabsahen auf ihn, der regungslos am Mast stand und zu ihnen hinausblickte.

Und nun? Was war das? Stießen da nicht kleine Boote vom Strande, links und rechts von beiden Ufern? Mädchen saßen darin, auf schlanken Flöten blasend, die nackten braunen Körper wie Bronze schimmernd. Leise legten ihre kleinen Schiffe an das seine, und die Flötenbläserinnen stiegen herauf und begannen sich leise zu dem Klang ihrer Flöten zu drehen, tanzend in der Glut der warmen Sonne. Eine hielt seine Blicke fest. Ihre Augen waren sanft und groß wie die einer Gazelle und ihre Hüften weich und schmiegsam, von der schwarzen Flut ihres Haars umspült, das über die Schultern niederfloß wie ein Wasserfall.

Als die Vögel sie erblickten, ließen sie sich vor ihr von den Raken und Masten des Schiffes herab,

## Mißbrauchtes Sonett

Heut will die Muse, recht ein Frauenzimmer,  
Durchaus nicht würdig sein, fällt ihr nicht ein,  
Sie will heut ganz ein Reifrockdämchen sein  
Und träumt von eines Seidenkleides Schimmer.

Mit anspruchsvollen Schrittschen feht sie immer  
Zum Spiegel wieder, nickt kokett hinein,  
Die große Griechin ist französisch klein  
Und treibt's mit Augenzwinkern schlimm  
und schlimmer.

Natürlich singt sie sich ein Lied dazu  
Und gibt fein acht, ob ich gebührend lausch',  
Und solchen Tort, Apollon, duldest du?

Was singt die Frevlerin in ihrem Rausch  
Zu ihrem Tänzchen? Trällernd und kokett  
Singt sie zum Tanz — ein würdiges Sonett!

Hugo Salus

stehen sich die goldschimmernden Federn von ihr streicheln und bohren ihre harten Schnäbel, die wie aus Stahl gehämmert schienen, lieblosend in ihre kleine braune Hand. Und Inunpra lachte, leise, mit einer Stimme, die wie das Rieseln eines schnellen Baches klang, der über weiße Kiesel hüpfte.

Aber nun setzten alle andern ihre Flöten ab, und Inunpra lächelte und begann allein zu blasen, eine Melodie, so sanft und süß, als wenn ihre kleine Blumenseele selber singe, und nicht die Flöte die an ihrem Munde hing.

Oh Inunpra!

Sie bläst so schön, daß alle andern sie mit Blumen werfen, die sie aus der Luft zu greifen scheinen, und Rosenblätter wie Regen an Inunpras braunem Körper niederrieseln.

Aber ihm ist es wie ein Wunder! Denn während er steht und horcht, gebannt wie ein Gefesselter, ist ihm, als ob sich seine Seele in ihm löse und zu Inunpra eile. Denn Inunpras Musik, die aus den kleinen roten Lippen ihres Mundes in die schlanke Flöte strömt, ist wie das Rauschen der Blutader die zu seinem Herzen führt ...

Die übrigen aber schreiten ihren Reigen um ihn, und Inunpra spielt dazu auf ihrer Flöte, eine Melodie, so sanft und erhaben zugleich, wie die Gebärden der Tempel auf den samtgrienen Bergen.

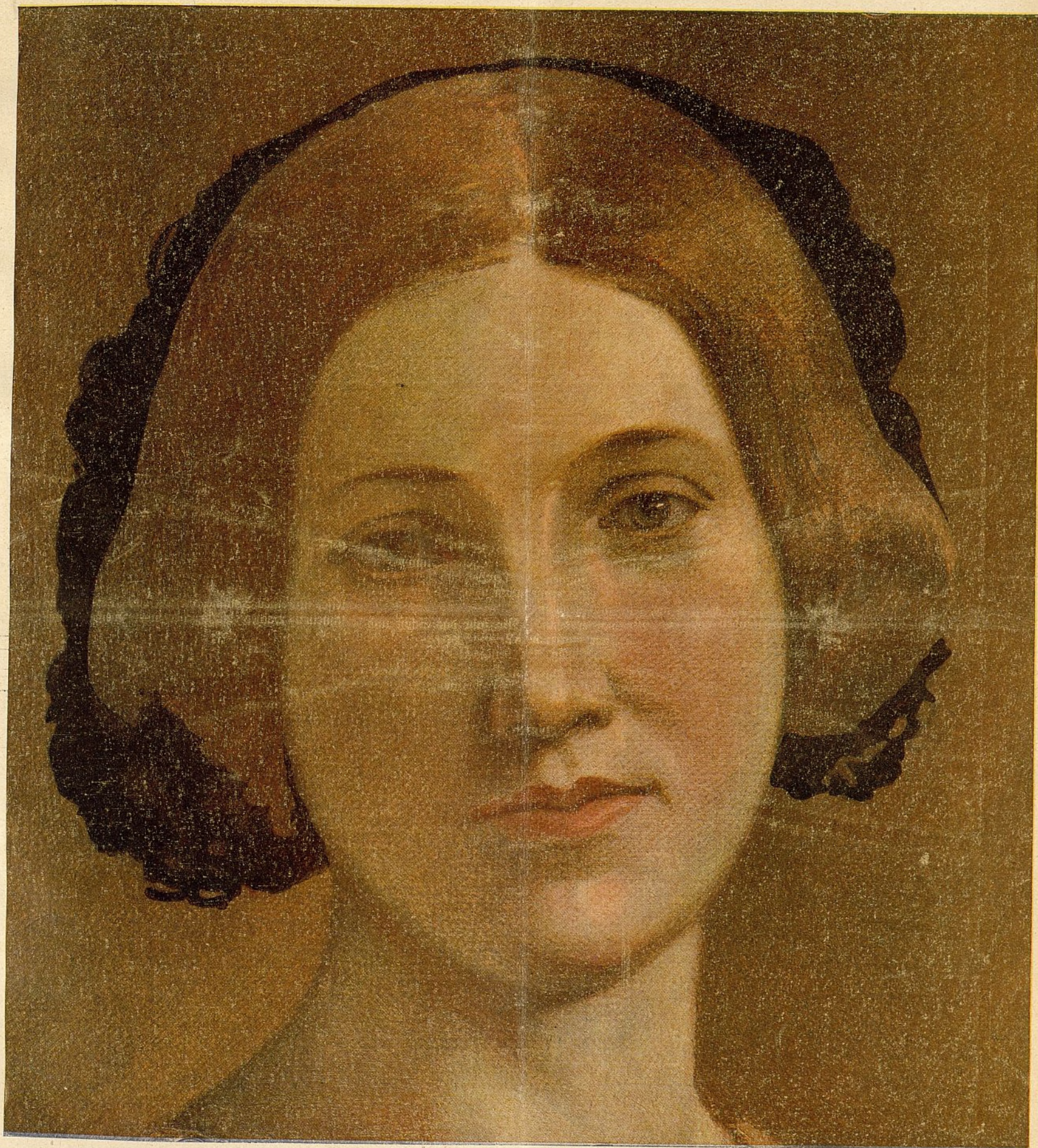
Die Märchenvögel aber über ihm haben sich an die Raken des Schiffes geklammert, und es ist, als wenn das Brausen ihrer Flügel das Schiff zu schnellerer Fahrt triebe, daß es dahinfährt, wie eine sieghafte Galeere! Weiter und weiter wird der Fluß, und nun erreicht das Schiff das Meer, das sich mit weiten Armen vor ihm auftut, eine schimmernde Unendlichkeit! ...

\* \* \*

Am Lager des eben Gestorbenen ist es ganz still.

Nur das leise Schluchzen einer Frauenstimme. Trösten Sie sich, sagt die Schwester da leise zu der Aufweinenden: „Sehen Sie nur den Ausdruck auf seinem Gesicht! Er ist ohne Schmerzen hinübergegangen, und wer weiß, welche Welt ihm aufgegangen ist? Ist es nicht, als lächelte er?“





Frauenbildnis

Moritz von Schwind †

### Liebe

Was zwischen Himmel schön und Erde ruht,  
Um dich, mein Lieb, vergässe ich es gerne.  
Wie klein ist doch die Welt, daß all ihr Gut  
Versinkt in deiner Augen dunkle Sterne!

Dein grenzenloser Reiz erfüllt mich ganz,  
Von Sehnsucht stets aufs neue überwunden.  
Wie groß ist doch die Welt, daß so viel Glanz  
Und Wonne, Lieblich, darin Raum gefunden!

Walter Klemm

Ayuntamiento de Madrid





Erinnerung

Dekorative Gemälde

von L





von Leo Putz (München)

Sonnige Tage



## Italien

Herr Kniesacke stand in der Akademie zu Venedig vor Tizians „Assunta“ und verglich sie mit der doppelt besternten Begeisterung des Bäderkessers. Während er sich gerade anschickte, das vorschriftsmäßige Entzücken zu empfinden, schien es ihm, als käme plötzlich Leben in die gemalten Figuren. Die Engel suchten in ängstlichem Gedränge die Gottesmutter aufwärts abzuschleichen. Die Arme der wunderbaren Frau streckten sich wie hilflos nach oben, wo sie alsbald der Mantel Gottes aufnahm. Dort verschwanden auch mit selbstloser Eifer die lieben Englein; das letzte befiel sich noch im Verschwinden einer keineswegs ehrerbietigen Präsentierung seiner irdischen Basis in der Richtung gegen Herrn Kniesacke.

Es blieb ihm nichts übrig als in sich selbst den Grund dieser Aufregung zu erblicken. Er fühlte etwas Unbestimmtes, Peinliches. Einem inneren Zwange folgend besah er sein Äußeres. Und da sah er, — als wäre es zum ersten Male — daß er einen Touristenanzug, wollene Wadenstrümpfe, und auf dem Kopfe ein Jägerhütchen mit Birkenhahnenfedern trug, und er empfand, daß diese Tracht in Italien nicht wohl gelitten sei.

Als Barbar angesehen zu werden, verdroß Herrn Kniesacke. Man geht doch nicht auf Reisen, um noch weniger zu gelten als daheim. Im Gegenteil, man will für mehr gehalten werden, als man ist, mit Leuten verkehren, die einen sonst angelegentlich übersehen würden, und fühlen, daß man in der großen, reichbesetzten Welt auch ein anständiges Plätzchen hat. Das höchste, was ein Deutscher in dieser Beziehung erreichen kann, ist, für einen Engländer gehalten zu werden. Herr Kniesacke machte sich gar keine Hoffnung, diese Höhe jemals zu erklimmen. Er hatte sich schon begnügt, mit einem mittleren Franzosen oder einem Italiener verwechselt zu werden.

Zu diesem Zwecke lernte er Italienisch und brachte es nach einiger Mühe dahin, daß sich sein „pontoschorno“ oder „quanto costa“ und besonders sein „dowäh piazza San Marco“ vor jedermann sehen lassen konnte. Dann trug er einen lichten Sommeranzug, gelbe Schuhe und einen Panamahut (6 M.).

So fuhr er nach Venedig, trällerte „Santa Lucia“ vor sich hin und fühlte sich als Caruso.

Er konnte es kaum erwarten, den Italienern diesmal italienisch zu kommen, und, obwohl er den Weg zum Markusplatz genau kannte, fragte er den Erstbesten: „Dowäh piazza San Marco?“

„Immer gerrad' aus, mein Herr, bitte seht, deutsches Fremdenführer gefällig?“

Kniesacke schluckte ärgerlich sein „Grazie“ und entfernte sich mit einem gewöhnlichen deutschen „Danke.“

Er kam auf den Markusplatz.

Nicht ein einziger von den kleinen entzückenden Lausbuben, die Ansichtskarten feilboten, irrte sich. Ein jeder sagte zu ihm: „Ansichtskart'! Swanhig Stück ein Lira.“

Er hätte ums Leben gern einen Jungen zu sich gerufen und unter Überreichung einer Lira gefragt: „Verate mir, mein Sohn, woran Du mich erkennst!“ Aber er verstand nicht so viel Italienisch und so konnte er nichts fragen.

Selbst die Tauben schienen ihn zu erkennen. Sie fraßen das Futter, das er ihnen gab, aber mit kühler Selbstverständlichkeit ohne wärmeres Gefühl. Sie waren echt italienische Tauben. Sie nahmen ihm so viel als möglich ab, aber keiner fiel es ein, sich zutraulich auf ihn zu setzen.

Wie kam dies nur? Kochen die Deutschen etwa anders als die Italiener und Franzosen?

Oder war er etwa weniger schön, als die eckigen, amerikanischen boys,

die in ihren schlecht sitzenden Smokings auf dem Markusplatz herumklimmelten?

Halt! Der verfluchte Bäderker hatte ihn ver-raten. Er überzog sofort dessen aufreizendes Rot mit gelber Leinwand und klebte mit schwarzen Buchstaben darauf: „Dante, Divina Comedia.“ Dann nahm er noch einige Verbesserungen in seinem Äußeren vor. Er kräuselte leichtlebig sein Haar, steckte den Kneifer in die Westentasche und eine Blume ins Knopfloch.

Nun versuchte er sein Glück auf dem Lido.

Mit ernster Miene musterte er im Restaurant die mit rätselhaften Ausdrücken gespickte Speisekarte. Der Kellner schlug etwas vor. Kniesacke sagte gleichgültig: „Si, si.“ So bekam er viermal nach einander Nudeln, die nicht immer leicht zu essen waren.

Als es zum Zahlen kam, rief er nicht etwa nach Art der Anfänger: „Pagare.“ Oh nein. Er warf aus dem Handgelenk hin: „Cameriere, il conto.“ Er brachte das raffiniert einheimische.

Der Kellner rechnete und legte ihm den Zettel mit den Worten hin: „Bitte seht, zwei Mark fünfzig.“ Das war als Höflichkeit vermeint. Aber Kniesacke ärgerte sich und gab ihm zehn Centestimi weniger Trinkgeld als er sonst gegeben hätte, also nichts, und entfernte sich grollend. Glücklicherweise hatte ihm der Kellner beim Herausgehen fünf falsche Geldstücke angehängt, so daß der arme Mann für den Ausfall des Trinkgeldes immerhin entschädigt war.

Kniesacke dachte wütend nach. Hatte ihn der Kellner vielleicht an der Art des Essens erkannt? Fortan übte er sich im landesüblichen Essen. Er bestellte die schwierigsten Nudeln, gab sogar Käse darauf, wiewohl er einen unbeschreiblichen Abscheu vor Käse hatte. Er ließ sich Fleisch und Fische roh vorlegen und besah sie mit Kennermiene, er trank kein Bier mehr, bloß Wein und kalte Getränke, die ihm Leischmerzen verursachten. Es half nichts. Jeder Kellner erkannte ihn sofort als Deutschen. Es war entsetzlich. Er begann außer Gott auch die Kellner zu fürchten.

Er mischte sich abends ins Menschengewühl und sah die Mädchen feurig an. Einer folgte er in eine Seitengasse, verließ sie aber sofort wieder, als sie ihm zuflüsterte: „Komm' Sie zu mich!“

Er begann einzusehen, daß er in Venedig, dieser mit allen Salben geschmierten Fremdenstadt, nie verwechselt werden würde.

Er fuhr also nach Mailand.

Er vervollständigte sein italienisches Äußere noch durch einen Kragen von geringer Sauberkeit und den „Corriere della sera“.

Trotz alledem trat ein Herr auf ihn zu und sagte erfreut:

„Ach Herr, Sie sind gewiß ein Deutscher?“

„Wieso?“ machte Kniesacke betroffen.

„Ach, wer wird einen lieben Landsmann nicht erkennen?“ Und der Herr erzählte eine sehr traurige Geschichte von einer verlorenen Postanweisung, von gesperrtem Konsulat, deutschem Gemüt und fremdem Land. —

Die Erkennungsszene kostete Herrn Kniesacke diesmal zehn Lire, wofür er einen Zettel mit einer falschen Adresse behalten durfte.

Mailand gefiel ihm nicht. — Er probierte es nun noch mit Florenz. Und siehe da, hier schien ihm das Glück zu lächeln. — Ein kleiner, sonnenverbrannter Herr, offenbar ein Italiener aus der Provinz, trat auf ihn zu und fragte: „Dowäh piazza Vittorio Amanuälä?“

Kniesacke wurde rot vor Freude. — Aber leider konnte er keine Auskunft geben, denn er war auf diesen Fall nicht vorbereitet. — Er konnte bloß fragen, nicht aber antworten. — In seiner Verlegenheit fragte er den Herrn: „Parla un po' tedesco?“

„Nadierlich“, rief der andere erfreut. „Und Sie?“

„Ich bin auch aus Deutschland“, murmelte Kniesacke dumpf und begrub für immer seine Hoffnung, für einen Landsmann Michelangelos gehalten zu werden.

Sie gingen zusammen zum Gambirinus, tranken etliche Biere und rauchten mächtige Zigarren. Nichts mehr von „dowäh.“ Und als sie spät nachts an dem Reiterstandbilde Casimo I. vorüber schritten, riefen sie laut, deutlich und selbstbewußt: „Prost, Lehmann!“

Aber der arrogante Florentiner gab keine Antwort.

Bruno Wolfgang

## Den lieben Freunden

O man muß die Guten kennen,  
Die voll Inbrunst uns umfah'n;  
Die sich heute Freunde nennen,  
Wenn sie gestern erst uns sah'n.

Kommen morgens, mittags, abends.  
Selbst die Nacht ist sicher nicht.  
Des betulichen Gehabens  
Sich zu freu'n, ist Freundespflicht!

Da ist heilig keine Stätte:  
Sitzen gleich an deinem Tisch,  
Käseln sich auf deinem Bette,  
Spucken auf den Teppich frisch.

Disfizieren, Schränke, Truhe,  
Singst du eben nur beiseit';  
Deine Kleider, deine Schuhe  
Sind für sie nur da, all right!

Ihre Hände flink erhaschen  
Bücher, Briefe, Manuskript;  
Sich von allem froh sie naschen,  
Ob's geschrieben, ob getippt.

Was du sagst, bleibt fromm bewahrt  
Wie ein heil'ger Bibelspruch;  
Wenn ihr Geist sich offenbaret,  
Ist's, als wär's dein eigens Buch.

Sollen morgen alle wissen  
Was dich quält, kannst auf sie bau'n:  
Mußt den Freunden nur beflissen  
Als Geheimnis es vertrau'n . . .

Doch nun ruh' ich nach dem Büttel:  
„Treib' sie aus dem Tempel all;  
Meine Seele ist kein Spittel  
Und mein Haus kein Schweinestall!“

Walther Vielhaber



## Flitterwochen

H. Bing

„Erst liest er das Hauptblatt und gibt mir die Beilage, dann liest er die Beilage und gibt mir das Hauptblatt — das nennt er dann Austausch geistiger Interessen!“





Auf Freiersfüßen

Richard Müller (Dresden)





Beweis

Rud. Hesse (München)

„Hast an mi denkt in die Mandova?“ — „Dös glabst — da Hauptmann hat in oamfort g'fagt, i soll net gar so saudumm dreischang'n!“

### Fixigkeit

Ein russischer Offizier weilte in militär-diplomatischer Mission in Deutschland.

In seinem Hotel bewirtete er einmal einen deutschen Kameraden, während sich die Burschen beider im anliegenden Nebengeläß bekannt machten. Die Rede der Herren kam auch auf jene Unentbehrlichen und ihre Fixigkeit, und um die des Deutschen vor Augen zu führen, empfing Karl den Auftrag, innerhalb fünf Minuten aus einem bestimmten Geschäft Zigaretten zu holen. Ein kurzes: „Zu Befehl!“ eine stramme Kehrtwendung, dann verschwand er wieder durch das Nebengeläß über die Hintertreppe, und auf die Sekunde war das Gewünschte zur Stelle. Nun kam die Reihe an Iwan und besorgt sah sein Herr auf die Uhr. Kurz vor Ablauf der bestimmten Frist betrat auch der russische Marsjünger schwerfällig das Zimmer.

„Ah, da bist Du,“ wurde er erleichtert aufatmend begrüßt, „und wo sind die Papyrossa?“

Gutmütig lächelnd erklärte Iwan, er sei noch gar nicht fort gewesen, sondern nur hereingekommen, um seine Mütze zu suchen.

(Aus dem Russischen von Otto Kłosinski)

### Beziehungen

Neulich bin ich gefragt worden, ob ich „Beziehungen“ hätte, gute Beziehungen.

„Ja,“ sagte ich, „zu meiner Arbeit hätte ich welche.“

„Nein, lebendige Beziehungen,“ hieß es.

Nun, ich nähme an und hoffte, daß meine Arbeit immerhin nicht ein Kadaver wäre.

„Ah was, ich hätte falsch verstanden, Beziehungen zu Personen hätte man gemeint.“

„Gewiß,“ sagte ich, „zu meiner Frau zum Beispiel habe ich Beziehungen, die gar nicht übel sind.“

Dummes Zeug, hieß es, die sei nicht gemeint, überhaupt keine Verwandten.

„Im,“ sagte ich, da sei dann meine Puffrau, mit der ich sehr gut stünde.

„Ich solle sie doch mit der Person zufrieden lassen und endlich sagen, ob ich zu Persönlichkeiten Beziehungen hätte.“

„Angesehene Persönlichkeiten?“ fragte ich entgegen.

„Selbstverständlich,“ angesehene Persönlichkeiten.“

„Im, da wäre der Minister a. D. Stoltenbach.“

„Ah, das sei ja ausgezeichnet; ob ich mich schon einmal auf ihn bezogen hätte?“

„Gewiß, schon einige Male.“

„Das sei ja großartig; ich sei wohl mit ihm zusammen in die Schule gegangen?“

Nein, das nicht; aber im gleichen Tram sei ich schon oft mit ihm gefahren.

Nun was das Tram beträfe . . . aber ob man erfahren dürfe, bei welcher Gelegenheit ich mich schon auf Se. Excellenz den Minister a. D. Stoltenbach bezogen hätte?

„Freilich erst gestern Nachmittag wieder, als —“

„Was Sie sagen!“

— als er vom Trambahnscuffer für zehn grabaus verlangte, worauf ich sagte: „Bitte, mir gerade so!“

Fritz Müller

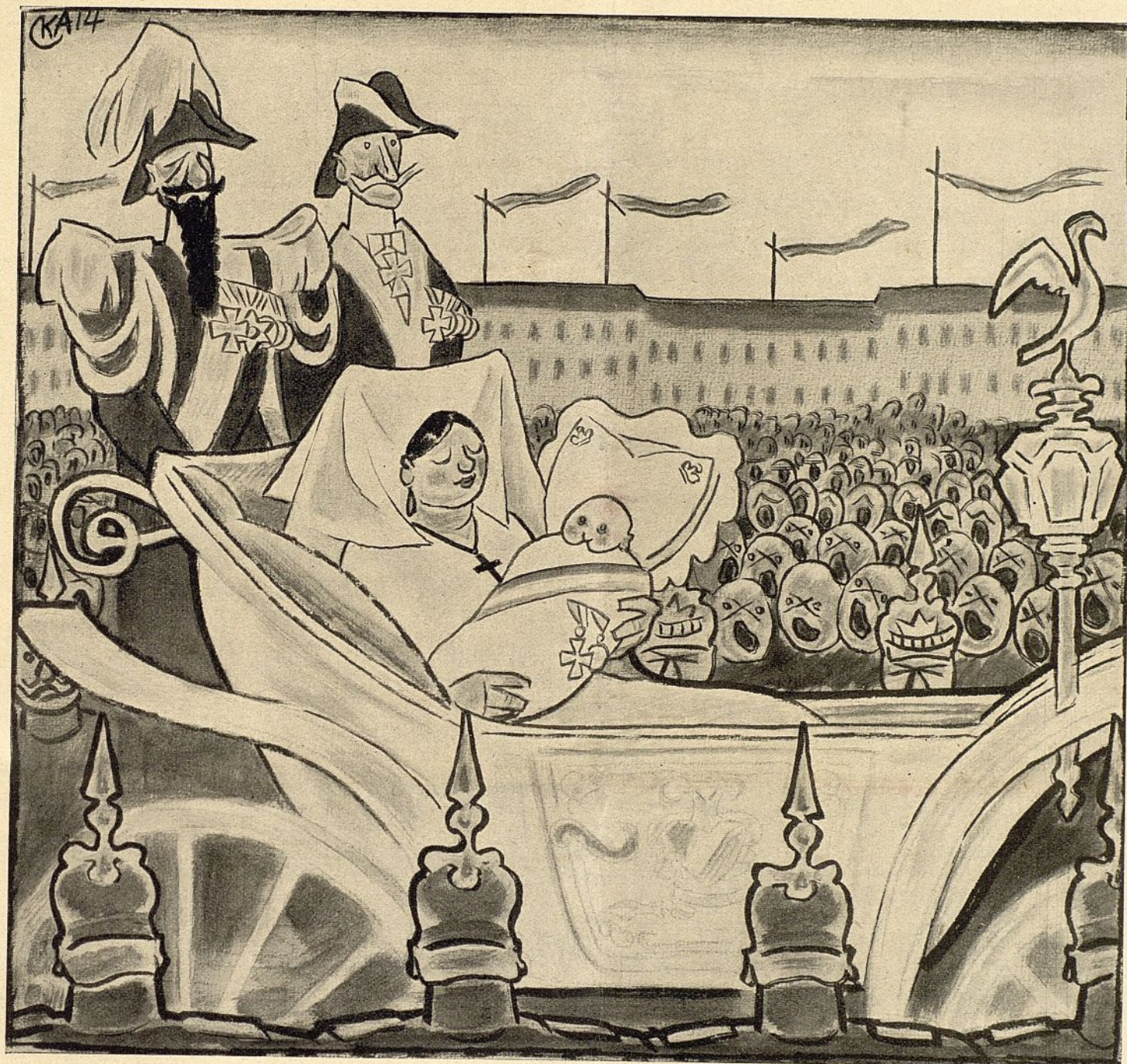
### Entwicklungsmöglichkeit

Von Karl Alexander Burger

Er hieß Rolf Bollinger und war etwas über zwanzig Jahre alt. Hoffchauspieler Kipso, der ihn geprüft hatte, sagte ihm auf den Kopf zu, daß er mangels eines angenehmen Organs, welches weder Größe noch Klang besaß und infolge seiner kleinen, unansehnlichen Statur bei der Bühne einen sehr schweren Stand haben würde, allein, wenn er bei ihm Unterricht nehmen wolle — dann könnte es ja gegebenen Falles — immerhin wären Entwicklungsmöglichkeiten vorhanden. — Er sprach noch weiter von Spezialmethode, individuellem Rollenstudium und seinen guten Beziehungen zu den Direktoren der Provinztheater. Rolf Bollinger dankte, er wolle es sich noch einmal überlegen und ging. Er konnte doch nicht bei Hoffchauspieler Kipso Stunden nehmen, wo er doch schon einen zweijährigen Abendkurs in der Theaterchule absolviert hatte und bereits als „reif“ zensuriert war. In Rolfs Gedächtnis war nur ein Wort hängen geblieben und das hieß „Entwicklungsmöglichkeiten.“

Er begab sich direkt zu dem Theateragenten Sonnenschein. Herr Sonnenschein mußte die alte sattfam bekannte Geschichte vom inneren Drang und der tiefen Sehnsucht zum Theater des Längeren und Breiteren über sich ergehen lassen, wie wohl sie ihn herzlich, ja sogar quälend, langweilte, aber aus Geschäftsrücksichten hielt er bis zum Schluß aus. Ja er enthielt sich sogar jeder Unterbrechung, wohlwissend, daß ein derart ins Stocken gebrachter Redefluß dann umso heftiger seinen unaufhaltsamen Lauf nimmt.





### Die erste Husefahrt des Erbprinzen

Karl Arnold

„Lach' doch 'n bißchen, Soheit, — oder ist die Windel naß?“

Rolf, der seine tragische Lebensgeschichte fehlerlos herunterzählen konnte, geriet dabei immer in ein gewisses Feuer, was die Zuversicht, die er in sein imaginäres Talent setzte, noch erheblich steigerte. Sonnenschein betrachtete sich den kleinen krummbeinigen Jüngling, der da vor ihm aus falschem Pathos in echtes Feuer geriet und — spürte schon einen Zwanzigmarkschein zwischen den Fingern. Zuerst verhielt er sich reserviert. Es wäre jetzt sehr schwer und überhaupt für „Ä Anfänger“ — — aber — — wenn der Herr Hofschauspieler Ripso von Entwicklungsmöglichkeiten gesprochen habe, — er wolle sich jedenfalls bemühen. Vor allem wären an Vorspesen zwanzig Mark zu erlegen.

Freudigen Herzens zahlte Rolf die zwanzig Mark. Der erste Schritt auf seiner dramatischen Laufbahn war getan. Eine Woche später erhielt er ein Schreiben von Gottfried Leberecht Wilden-

stil, Direktor des Stadttheaters in Kyritz an der Knatter; er wäre engagiert und möge kommen. Rolf geriet darüber in ein solches Entzücken, daß er sich beinahe verraten hätte, denn zu Hause mußte ja alles geheim bleiben. Nachts packte er seine wenigen Habseligkeiten und schlich sich fort wie ein Dieb. Kein Abschiedsbrief, keine Träne. Am Bahnhof wäre er bald infolge seiner Unkenntnis einiger Reiseformalitäten in den häßlichen Verdacht gekommen, ein Ausreißer zu sein.

Als er sich gleich nach seiner Ankunft Gottfried Leberecht Wildenstil vorstellte, machte er eigentlich einen recht wüsten Eindruck. Allein Wildenstil war an wüste Eindrücke gewöhnt. Rolf schien ihm übrigens so elegant, daß er ihm im Nu zehn Salonrollen zuteilte, freilich ließ er von seinen Absichten noch nichts merken. Und daß Rolf kein Adonis war, gewann ihm sofort Gottfried Leberecht Wildenstils Sympathien, dessen

Frau, eine rothaarige Französin, namens Angeli-que, stets das meiste Interesse für frisch bezogene „Liebhaber“ hatte. Hier verlor sich Wildenstils Angst in heiteren Optimismus.

Rolf sollte nun zum ersten Male die Bretter betreten, die in Kyritz an der Knatter die Welt bedeuteten. Als erste Rolle spielte Rolf den Fer-dinand in Schillers „Kabale und Liebe.“ Der Abend war eine Katastrophe, was aber in Kyritz an der Knatter nicht weiter auffiel. Nur das Eine stand fest: Dem wilden, krummbeinigen Kerlchen mit der heiseren im Affekt sich stets über-schreienden Stimme und den hastigen gleichsam freitlustigen Bewegungen lag der „deutsche Jüng-ling“ jedenfalls nicht.

Wildenstil tobte. Er hätte einen Liebhaber gebraucht, einen Liebhaber und Heldenpieler und er, Rolf, wäre ein Charakterdarsteller. Er wäre von Sonnenschein hineingelegt worden. Plötzlich





Maibock-Wallfahrt

F. Staeger

beruhigte er sich aber, offenbar war ihm Angelique in den Sinn gekommen.

Gottfried Leberecht Wildenstil war aber nicht nur Künstler und Gatte sondern auch Geschäftsmann; darum sprach er zu Rolf in mitleidsvollem Ton: „Sie wissen, mein junger Freund, daß ich selbst das Charakterfach spiele. Sie sind also eigentlich in meinem Ensemble unnötig. Ich mag Sie jedoch nicht fortzuschicken, denn Sie gefallen mir trotz alledem. Ich sehe bei Ihnen Entwicklungsmöglichkeiten. Wenn Sie wollen, dann können Sie mit reduzierter Gage bleiben.“

Rolf war's zufrieden, schon wegen der Entwicklungsmöglichkeiten. Also nicht nur der Herr Hofschauspieler hatte sie erkannt, nein, auch Wildenstil hat sie bemerkt, da mußten sie doch vorhanden sein. Hatte nicht auch Herr Sonnenschein, der doch zuerst so reserviert tat, mit sich reden lassen, als er von Entwicklungsmöglichkeiten hörte. In Rolf's Gehirn fieberte es förmlich. Ja, so hatte er sich auch den leidenvollen Dornenweg einer Künstlerlaufbahn gedacht. Ein Jahr Schmiere, will sagen Gottfried Leberecht Wildenstil, dann zwei bis drei Jahre irgendwo an einem kleinen Provinztheater und dann, ja dann würde bestimmt die Berufung an eine große Bühne kommen, vielleicht sogar an ein Hoftheater. Die sollten zu Hause Augen machen, wenn er ihnen eines Tages schreiben würde, er wäre Hofschauspieler. Genau befehlen begriff er es sehr gut, daß man ihn zu Hause nicht verstanden hatte.

Woher sollten sie auch. Der Vater ein ehrsamer Bäckermeister, die Mutter eine einfache Frau, das ganze Jahr kamen sie nicht ins Theater. Aber er, der wöchentlich zweimal, häufig sogar noch öfter, oben auf der Galerie zu sehen war, er hatte den göttlichen Funken in sich erkannt. Da schwirrte ihm auch schon wieder das ominöse Wort durch den Sinn. Er war schon selbst neugierig auf die Entwicklung seines Talent. Nun da hieß es eben abwarten.

Hunger gab's oft. Aber unbeirrt lief er auf Proben und lernte und studierte und quälte sich ab. Erfolg gab's aber keinen. Das Jahr war um. Gottfried Leberecht Wildenstil empfahl Rolf an einen Geschäftsfreund. Rolf wurde engagiert, er verzichtete deshalb auf die hundert Mark, welche

er noch von Gottfried Leberecht Wildenstil zu bekommen hatte. Sein neuer Herr und Meister hieß Rohn und war der Direktor einer reisenden Gesellschaft. Er war Rolf nicht annähernd so wohlwollend gesinnt wie Wildenstil, zahlte aber auch sehr unpünktlich und ließ sich für jede größere Rolle durch freiwillige Sagenabzüge von Rolf Revanche geben. So ging auch das zweite Spieljahr ohne besondere Ereignisse zu Ende.

Rolf hatte kein Engagement. Er fuhr nach Berlin und besuchte Agenten. Nach langem Suchen und relativ großen Geldopfern erhielt er endlich einen Antrag an eine kleine Provinzbühne. Beim Probepredigen fiel er einem Direktor durch sein ungezügelter Temperament und seine „flackernde Leidenschaft“, wie er sich selbst gerne ausdrückte, auf. In Wirklichkeit war ja die Zügellosigkeit seines Temperaments und die „flackernde Leidenschaft“ nichts anderes wie die Angst hier wieder leer auszugehen.

Sein neuer Gönner, der den Ruf hatte ein Talententdecker zu sein, erkannte auch sehr bald, daß er sich geirrt hatte und ließ Rolf wochenlang unbeschäftigt herumlaufen. Kurz die Entwicklungsmöglichkeiten mußten, wie Rolf sich langsam eingestand, doch nicht so groß sein, wie Herr Hofschauspieler Ripso und später Gottfried Leberecht Wildenstil angenommen hatten. An Gottfried Leberecht Wildenstil dachte er übrigens oft zurück, schmerzlich und mit Dankbarkeit. Einmal hatte er sogar schon daran gedacht ihm wegen eines neuen Engagements zu schreiben, dann aber hatte er die Idee wieder verworfen, denn er besann sich, daß er ja in seinem jetzigen Engagement einen dreijährigen Vertrag hatte. Langsam begann ihn das ganze Getriebe zu ermüden. Seine Spannkraft erlahmte allmählich.

An Stelle der „flackernden Leidenschaft“ trat eine kommune Gleichgültigkeit. „Das Hungern hatte er satt bekommen“, wie er sich einmal Kollegen gegenüber im Gasthaus scherzhaft äußerte.

Als sein Kontrakt abgelassen, saß er wieder wochenlang bei den diversen Agenten herum, die ihn jetzt nicht einmal mehr mit „flackernder Leidenschaft“ oder „italienischem Feuer“ offerieren konnten, denn er war ein stiller, vergrämter, ärgerlicher Mensch geworden, der sich nur widerwillig erhob

und von krankhaftem Skeptizismus erfüllt schon im Vorgefühl der Ablehnung seinen Stimmungsmangel merken ließ. Nach endlosen Korrespondenzen mit Vermittlern erhielt er endlich einen Antrag als Choränger, welchen er nicht annehmen konnte, denn er hatte ja keine Stimme. Als er eines Tages wieder irgendwo vorsprach, wurde er gefragt ob er soufflieren könne, es werde ein Souffleur gesucht. Er nahm dieses Angebot an. Dazu reichte ja bestimmt seine Begabung aus. Das also waren die Entwicklungsmöglichkeiten gewesen! Mit schmerzlicher Regnisation fand er sich in seine Lage.

So vergingen Jahre. Mit seinen Leuten hatte er natürlich nicht einmal mehr schriftlich verkehrt, denn sie hatten ihn unmittelbar nach seiner Flucht wissen lassen, wie sie darüber dächten, daß er damals die Geldlade erbrochen hatte, übrigens waren sie auch im vergangenen Jahre gestorben, zuerst der Vater, zwei Monate später die Mutter.

Rolf wurde als Souffleur immerhin eine Persönlichkeit, der man mit mehr Vertrauen und größeren Sympathien entgegen kam, wie dem kleinen Schauspieler und Darsteller eines „zweiten Bürgers“ oder „François, Diener bei Mignet.“

Eines Tages wurde er sogar einem Probepredigen zugezogen. Ein par Eleven einer Theaterschule kamen, dem Direktor etwas vorzusprechen. Ein blasser schlanker Jüngling war Rolf sofort in's Auge gefallen. Der Jüngling (Hans Stiebler war sein Name) wurde gerufen und rezitierte Verse von Schiller und Kleist. Er sprach mit großer Erregung. Als er geendet, bat man ihn draußen Platz zu nehmen, man werde ihn später rufen. Da sah und hörte Rolf wie man das Für und Wider der einzelnen Prüfungen erwog. Endlich kam die Sprache auf Stiebler. Einer schüttelte den Kopf, der Direktor aber sagte: „Ich glaube hier sind Entwicklungsmöglichkeiten.“ Stiebler ward gerufen und engagiert. Rolf erbeute im Innersten. Kaum war der Ueberglückliche zur Tür draußen, keuchte auch schon Rolf hinterdrein. Im Hausflur holte er ihn ein.

„Junger Herr“, rief er und blieb ermüdet stehen. Stiebler drehte sich um. Er war heute viel zu glücklich, als daß er gegen jemanden

(Schluß auf Seite 550 b)